

Frauen als Fechterinnen.

Unter allen Sportarten ist die Fechtkunst die edelste und zugleich die älteste. Nun darf man aber nicht meinen, daß die zarte Frauenhand sich früher nicht auf die Waffenführung verstanden habe. Bis weit in's Altertum lassen sich die Spuren verfolgen, die von dem kriegerischen Sinne des weiblichen Geschlechts berichten. Die römischen Frauen der klassischen Zeit waren schon dem Fechtspiel ergeben; ja sie ließen sich durch ihre Leidenschaft so weit hinreißen, daß sie sich in öffentlichen Schaustellungen mit den Gladiatoren maßen. Auch die Damen des Mittelalters besaßen eine große Vorliebe für die Fechtkunst, der sie neben dem Jagdvergnügen auf's Eifrigste nachgingen.



Quartstoß.

Im 16. Jahrhundert wurde das Fechten von den Damen der Aristokratie zum Modeport erhoben. Die folgenden Epochen, namentlich die Zeit der liebeglühenden Scherzspiele, waren dem Sport dafür um so weniger geneigt und erst die moderne Frau hat sich wieder zu ihm zurückgefunden. Bei dem Fechten sieht man natürlich auf allen Schritten der männlichen Jugend feinsinnig, vollständig ab. Das Fechten der Damen ist das leichteste Fechtspiel, das die Scherzspiele, das man im Ganzen nur ein Spiel von etwa einem Hund aufweist. Als Grundlage der Übungen dient die moderne italienische oder französische Schule, die aber doch mehr Spiel als Ernst ist.

Von Alters her galt das Fechten als eine königliche Kunst, und tatsächlich ist sie die Krone aller sportlichen Leistungen, weil sie nicht nur auf den Körper, sondern zugleich auf den Geist, ja den ganzen Charakter erziehbildend einwirkt. Vom hygienischen Standpunkt aus betrachtet, lehrt die Anspannung der gesammten Muskulatur obenan;



Quartparade.

da ist kaum ein Fächerchen, das nicht in Mitleidenschaft gezogen würde. Der Körper befindet sich in ewig wechselnder Lage; das Heben, Senken, Strecken und Rollen der Arme, das Drehen und Wiegen des Handgelenks, das Vorwärtsschieben und Zurückziehen der Beine, das Beugen und Strecken der Knie, das Auf- und Niedersinken des Rumpfes — das alles, mit blitzartiger Schnelligkeit ineinander übergehend, bringt eine ständige Wirkung mit sich, wie sie durchgreifender kaum gedacht werden kann. Und den Frauen insbesondere kommt die Stärkung des Rückens, ja der ganzen Rumpfmuskulatur zu Gute, die das Tragen des „Marterers“ allmählich geschwächt und verkrüppelt hat. Ueberhaupt ist das Fechten ein Schönheitsmittel ersten Ranges. Kein anderer Sport greift in gleichem Maße auf die Formenentwicklung ein, kein anderer weckt Kraft und Anmut in so vollendeter Weise zu verschmelzen, wie das Fechten. Allerdings ist es für den Frauenkörper durchaus erforderlich, daß das Fechtgerät abwechselnd rechts und links gehalten wird, der Schwerpunkt der Bewegungen also gleichmäßig vertheilt wird. Kommt es beim Damenfechten doch nicht auf einen, bis zur Unfähigkeit fortgeführten Wettkampf, sondern vielmehr auf eine ästhetisch zugespitzte Gymnastik des Körpers und des Geistes an.



Inquartantstoß.

„No noble science“ nannte Ludwig XIII. die Fechtkunst, und in der That ist sie die edelste Kräfte aus, die im Menschen schlummern. Das Auge übt sich in blitzschnellen Erfassen, das Gehirn in unmittelbaren Verarbeiten der empfangenen Eindrücke. Angriff und Abwehr folgen einander Schlag auf Schlag, da bleibt weder Zeit zum Wägen, noch zum Ueberlegen. Selbstgegenwart ist alles. Im Moment muß die Situation überschaut, die Absicht des Gegners erkannt, im Moment aber auch der eigene Zug beobachtet sein. Jede Pause des Geistes entwirft eine solche Fülle von Lärm, Verwirrung, Kraft, Aufmerksamkeit und Gewandtheit, daß der geistige Apparat nicht eine Sekunde stillstehen darf. Und diese Beweglichkeit und Kaltblütigkeit dem Körperben gegenüber, dieses feste Gerüstwerk ist gerade

für die Frau eine unergreifbare Training, nicht nur für das Spiel der Stunde, sondern weit darüber hinaus fürs Leben. Der alte Fechtpruch: „Geschicklich zu sein, kein Fechten lernen!“ hat heute noch seine gewisse Gültigkeit. Alles Zagen und Bangen verschwindet vor dem brennenden Interesse an den Operationen und Combinationen des Wettkampfs. Und da es gilt, des Gegners Gedanken aus seinen Augen zu lesen, seine Absichten gleichsam aus unbewegten Zügen zu enträtseln, so scharf sich allmählich der Blick und dadurch die Menschenkenntnis im Allgemeinen; sie gewinnt an Sicherheit und Tiefe.

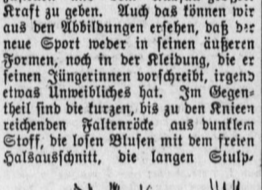
Es liegt in der Natur der Fechtkunst, daß sie alle willkürlichen Aktionen ausschließt. Jede Bewegung ist eine bewusste, vom Willen streng beherrschte. Das führt zu einer Selbsttäuschung, die sich schließlich auf das ganze Leben und Denken, auch außerhalb des Fechtbodens erstrecken muß und jene Harmonie zwischen Denken und Handeln erzeugt, wie sie Mann und Frau so wohl ansteht. Von heute auf morgen lassen sich alle diese guten Eigenschaften freiwillig nicht erwerben, dazu gehört fortgesetzte Ausübung des Sportes und



Terzstoß.

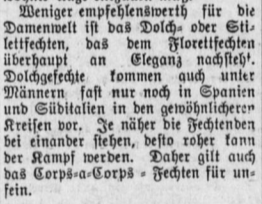
hingebendes Interesse. Dies zu erwerben ist daher die vornehmlichste Aufgabe des Lehrers. Schon bei den mechanischen Übungen, die bei der Fechtkunst wie bei jeder anderen Gymnastik unerlässlich sind, muß er die Schülerinnen zum Denken und Sehen anregen, damit sie sich möglichst bald von dem Commando des Lehrers freimachen und den intellektuellen Reiz des Waffenspiels erkennen lernen.

Den Gang der einzelnen Übungen, die verschiedenen Stellungen und Bewegungen zu erklären, würde hier zu weit führen. Einige davon sind in den begleitenden Bildern festgehalten, die uns zeigen, wie der eine Arm das Fechtgerät zu meistern hat, während der andere dazu dient, das Gleichgewicht herzustellen und dem Ausfall größere Kraft zu geben. Auch das können wir aus den Abbildungen ersehen, daß die neue Sportart wieder in seinen früheren Formen, noch in der Kleidung, die er seinen Vorgängerinnen vorschreibt, irgend etwas Unzeitgemäßes hat. Im Gegenteil sind die kurzen, bis zu den Knien reichenden Pantalons aus dunklen Stoff, die losen Hüften mit dem freien Halsauschnitt, die langen Stulps-



Verspätete Parade.

handschuhe äußerst bequeme und kleidsame. Und kommen dazu noch die anmutigen, geschmeidigen Bewegungen, so gibt das ein Bild, das jedes vernünftige Auge entzücken muß. Weniger empfehlenswert für die Damennwelt ist das Dolch- oder Stillettschneiden, das dem Fechtfechten überhaupt an Eleganz nachsteht. Dolchgeschäfte kommen auch unter Männern fast nur noch in Spanien und Süditalien in den gewöhnlicheren Kreisen vor. Je näher die Fechtenden bei einander stehen, desto roher kann der Kampf werden. Daher gilt auch das Corps-a-Corps-Fechten für unfein.



Auch ein Grund.

„Ich weiß nicht, Herr Huber, warum Ihre Wahl gerade auf mich gefallen ist.“ „Lieben Sie mich denn wirklich so sehr?“ „Ne, freileich!“ „Es ist ja noch nicht recht die Liebe! Aber Sie haben dieselben Anfangsbuchstaben wie meine Etzige und — da hab' Sie das so schön mit der Wäsche und 's Silberzeug!“

Der Fluch der bösen T. hat. „Alter Junggeselle! Weißt Du, manchmal bereut man es doch recht, nicht geheiratet zu haben.“ „Wer hat das gesagt?“ „So? Siehst Du das wirklich endlich ein?“ „Junggeselle! Ja, besonders jetzt in meinem armen Dulle. Wie nett könnte ich augenblicklich sonst meinen Trauring verketen!“

— Jielchduft ist auch der Esel, wenn es dem Stalle zugeht.

Amerikanische Kannibalen.

Daß Anthropophagie einst über weite Strecken unseres Continents herrschte, ist nicht allgemein bekannt. Und doch war dem so, und das Wort Kannibale ist nur eine andere Form von Caniba oder Cariba, der Bezeichnung für die Urvölker der Caribischen Inseln, der einst gefährdeten Insel der Antillen, unter denen die



Junger Tontawakrieger.

Spanier bei der Entdeckung menschliche Gliedmaßen in der Sonne trocknen sahen, die als Nahrung verpeißt werden sollten. Viele südamerikanische Stämme waren Anthropophagen und von den nicht unterworfenen Wilden in den Urwäldern am oberen Amazonas sind heute noch einige Viehhaber von Menschenfleisch. Auch in Central-America und Mexiko war Cannibalismus bekannt, doch mehr bei Opfern für die Götter als aus Gewohnheit an dieser Nahrung. Als Kriegszug kam Cannibalismus fast unter allen Indianerstämmen der östlichen Vereinigten Staaten und Canadas vor.

Unter den Miami gab es eine Canibalgemeinschaft, deren Mitglieder verpflichtet waren, die eingelieferten Gefangenen zu verzehren, und die Kiowa hatten noch vor wenigen Jahren eine geheime Bruderschaft, bei der jedes Mitglied verpflichtet war, das Herz des ersten Feindes, den es in der Schlacht getödtet hatte, zu verzehren. Alle Küstentämme von Texas und dessen Hinterland waren verheerliche Kannibalen. Einer dieser Stämme war die Umatapa, deren Name noch in einem Districte Louisianas erhalten ist und der „Menschenspeiser“ bedeutet.

Die schlimmsten Kannibalen unter allen waren die Tontawas, in der Umgegend von San Antonio wohnend, die bei allen anderen Stämmen, selbst bis zum heutigen Tage, einfach „die Menschenfresser“ genannt werden. Es waren kräftige, riesenhafte Männer, tapfere Krieger, gute Jäger und unerschütterliche Krieger. Andere Indianer verletzten nicht mit ihnen, die Tontawas waren ein ausgehobener Stamm unter all ihren rühmlichen Vorfahren; jeder Mann war ihr Feind. Sie aber rächten sich dafür, indem sie den Weibern als Führer und Spione bei deren Feindschaften gegen feindliche Indianer dienten.

Als die Amerikaner Texas besetzten, dienten ihnen die Tontawas als Spione gegen andere Stämme und der Väter mit den rohen Soldaten der Garnisonen bewirkte eine weitere Demoralisation des Stammes. Im Jahre 1849 werden sie als 600 bis 700 gänzlich verlorrene Vagabunden geschildert. Nur mit den Umatapas, einem Reste eines Stammes der Umatapas, standen sie noch auf freundschaftlichem Fuße.



Junges Tontawaweib.

Im Jahre 1857 sammelte die amerikanische Regierung die Reste einiger dieser Stämme, darunter die Tontawas, und siedelte sie in einer Reservation am oberen Brazosfluß an. Aber die Texaner, welche keinerlei Indianer mehr innerhalb der Grenzen ihres Landes dulden wollten, griffen die Aemter in der Reservation an, tödteten den Agenten und vertrieben die Indianer. Die 300, welche mit dem Leben davontamen, wurden in den neuen Reservation an dem Washita im Indianerterritorium untergebracht, wo sie ein paar Jahre friedlich lebten. Als der Bürgerkrieg ausbrach, schloß sich der Agent der Tontawas Reservation den Conföderierten an, die Tontawas

galt demnach als Rebellen und dies benutzten ihre Feinde als Vorwand, um sie heimlich zu überfallen und fast die Hälfte des Stammes niederzumegeln. Noch auf der Flucht blieben einige gefangene Schammes ab und verzehrten dieselben. Heute ist der Stamm auf etwa 50 Mitglieder zusammengeschrumpft und diese leben auf einer Reservation im Indianer-Territorium.

Reval.

Eines der ältesten Culturcentren germanischer Colonialarbeit an den östlichen Ufern des Baltischen Meeres ist die Hauptstadt Estlands, Reval, vor jüngst die Kaiser von Rußland und Deutschland eine Zusammenkunft hatten. Fast zwei Jahrhunderte schon untersteht Estland dem Scepter des Selbstherrschers aller Reußen, aber auch heute noch ist Reval in reger Schiffsfahrtsverbindung mit den Hauptstädten der deutschen Ostseeländer.



Rathhaus.

Trotz der schweren Kriegsküme, die im Laufe der Jahrhunderte über Reval dahingebraust sind, hat es doch manche Schätze an mittelalterlichen Bauten und Werken der Sculptur und Malerei bewahrt. Das Panoramabild der Stadt ist, besonders von Meere aus, sehr malerisch; theilweise noch wohl erhalten sind die alten Stadtbauern und einwände vielhundertjährige Befestigungsmauern, wie der „Lange Hermann“ und die „Dicke Margarethe“ und der „Ritt in der Kist“; der steil abfallende Fels des Dombergs sowie die hohen spitzen Thürme der verschiedenartigen Kirchen beleben das imposante Stadtbild. Der von Peter dem Großen angelegte und nach seiner Gemahlin benannte, am Meeresstrand sich hinziehende schöne Park des 1719 erbauten Schlosses Roßmarinthal und die weiter, ebenfalls hart am Meer gelegene Ruine des 1407 gegründeten und 1577 von den Russen zerstörten Brigittenklosters gewähren nach Osten einen romantischen Ausblick. Nicht ganz mit Unrecht ist die von Inseln und Landzungen eingeschlossene und von einem hoch aufragenden Gelände umringelte Reval'sche Bucht mit dem Golf von Neapel verglichen worden.



Schwarzhaupthaus.

Von den öffentlichen Gebäuden, die auf eine langjährige, vielbewegte Vergangenheit zurückblicken, ist zunächst das 1370 inmitten der Stadt auf dem Marktplatz errichtete Rathhaus mit seinem im Renaissancestil unter der schwedischen Herrschaft erbauten schlanke Thurm zu nennen.

Am der Langstraße, die gegen den Dom hin durch ein massives, aus dem Jahre 1380 stammendes Doppeltthur und feuertürm mit dem einzigen, aus vergangenen Jahrhunderten erhaltenen äußeren Festungsthor, der Großen Strandpforte, abgeschlossen wird, liegen nahe beieinander das Haus der Großen Gilde von 1410 und das Schwarzhaupthaus von 1495. Unter den Kirchen aus alter Zeit ragt der schlichte und dennoch majestätische Bau der St. Olafskirche von 1267 mit seinem 139 Meter hohen schlanken Thurm als ein bedeutendes Merkmal der Revaler Baukunst hervor. Nach dem in fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Reval als Festung aufgelassen worden ist, sind nach Ausschleifen der alten Gräben die Stadt umgebenden Wälle theils abgethan, theils in schöne Promenaden und Anlagen mit herrlichen Fernsichten auf das Meer umgewandelt worden. Gegenwärtig zählt Reval etwa 85,000 Einwohner.

Der letzte Wille.

Von Marcel Prevost.

Im Freundeskreise besprach man die so oft von Moralisten gestellte Frage: „Hat ein Vater das Recht, in seinem Testament oder sonstigen letzten Aufzeichnungen das Geschicks seiner Frau oder seiner Kinder zu beeinflussen?“ — Schließlich kamen alle überein, daß die Bestimmung über ein Herz das Tödlichste sei, was ein menschliches Wesen thun könne, so edel und rein auch seine Absichten sein mögen. Einer der Anwesenden Namens Descombes, ein Notar aus der Provinz, bemerkte: „In meiner Juristenlaufbahn habe ich verschiedene Beispiele einer solchen Thorheit kennen gelernt, und ich rathe meinen Klienten jedesmal davon ab. Die es dennoch thäten, haben damit oft großes Unheil heraufbeschworen.“

Der schmerzlichste Fall, den ich miterlebte, war folgender: „Als ich noch Candidat war, empfing man mich sehr zuvorkommend in der Gesellschaft unserer kleinen Stadt, die trotz der Nähe von Paris noch sehr Provinzialität ist. Mit den 200 francs Zuschuß, die ich von Hause hatte, bei meinem einjährigen Studium, meinen einfachen Freunden und mit dem bescheidenen Ehrgeiz, bereinst an Stelle des Notars Herrn Gobin in seinem Fautuile von englischem Ueber zu sitzen, war ich vollkommen glücklich. Ein junger, vermögensloser Candidat interessirte sich für die jungen, heirathsfähigen Mädchen. In unserer Gesellschaft waren sie zahlreich. Es gab dort reiche, es gab liebenswürdiges, es gab sogar hübsche. Ich war ein vernünftiger Junge. Ich war ganz in sehr schöne Augen zu sehen. Meine Wahl fiel auf ein Mädchen, über das man nicht sprach, weil es schüchtern und unschön war. Als ich sie fünf Jahre später heirathete, brachte sie mir als Mitgift — den Fautuile des Notars Gobin, dessen Tochter sie war, und ich lebte 17 allzu kurze Jahre sehr glücklich mit ihr...“

Mein bester Freund, der Steuerbeamte Huvelin, war nicht so flug wie ich. Er war feuer und Flamme für die ärmliche unteren Zänzerinnen: ein Fräulein Regina de Billiere, die Tochter eines Infanterieoffiziers, der sich nach dem Kriege hatte pensioniren lassen. Capitän Billiere war Wittwer, und seine Tochter führte bei der kleinen Pension mit bewundernswürdiger Sparsamkeit die Wirtschaft. Regina war eine entzückende Bräutling, und Huvelin gefiel ihr so, daß sie schon am selbsten Tage eine sehr gute Partie ausgefallen hatte: den jungen Coubert, den Sohn eines Großindustriellen aus der Gegend, was natürlich zum großen Aerger des Herrn de Billiere gedauert. Herr Billiere belam mit 65 Jahren einen Schlaganfall, der ihm den rechten Arm lähmte. Regina versagte ihm mit völliger Hingabe, aber nach sieben Monaten starb sie an einer zweifachen Anfall den Kranten.

Er ließ seine Tochter mittellos zurüd. Das Testament, das man bei ihm fand, sprach von der Verjüngung, die ihm die Zukunft seines Kindes verursachte. Er empfahl sie einem seiner Freunde, einem hohen Staatsbeamten, und schloß mit den Worten: „Wenn meine liebe Tochter Regina will, daß ich Ruhe im Grabe habe, bitte ich sie, von ihrem ersten Entschlusse abzukommen und Herrn Coubert zu heirathen, der sie aufrichtig liebt.“ Regina war heidelmüthig, sie erklärte Huvelin, daß er nichts mehr von ihr zu hoffen habe, und heirathete Francois Coubert. Ich selbst — ich erinnere mich noch genau daran — unterschrieb den Contract. Ich besah damals ein so müßiggeländes Herz, daß ich eine Thräne mitten auf den schönen Bogen fallen ließ, was mir übrigens einen scharfen Beweis des Herrn Gobin zuzog.

Regina wurde also Madame Coubert. Sie war reich. Sie hatte Kinder. Herr Coubert, der ein Ehrenmann war, behandelte sie sehr gut. Und doch war Regina nicht glücklich. Ich wollte es; denn nachdem Huvelin Land und Amt verlassen hatte, übertrug sie auf mich, als seinen besten Freund, etwas von der Zuneigung, die sie dem Anwesenden bewahrte. Während der 20 Jahre, die meine Beziehungen zu Madame Coubert dauerten, lernte ich eine eigenartige Wahrheit erkennen, die so unabweislich ist, nämlich, daß eine durch und durch anständige Frau zwei verschiedenen Männern die Treue halten kann. Regina war ihrem Gatten treu, aber Huvelin behielt den Theil ihres Vermögens, den sie ihm einst geschenkt hatte. Coubert wußte das, litt aber nicht darunter; denn er war ein Mann, der sich nicht in sentimentalen Träumereien verlor. Sein Weibchen war hübsch, wirtschaftlich, hielt die Ehre seines Hauses hoch — mehr verlangte er nicht. Aber Regina tröstete sich nicht. Die Wunde, die ihre junge Liebe empfangen hatte, schloß sich niemals, und ich glaube, das war auch die Ursache ihrer Nerventrantheit, der sie schließlich erlag.

Die Geschichte, die ich Ihnen erzählte — fuhr der Notar fort — ist bis hierher die vieler Frauen, und ich könnte zehn andere, ganz ähnliche erzählen, bei denen ich Zeuge oder Vertrauter war. Aber die Geschichte Reginas hatte ein wahrhaft romantisches Nachspiel. Als die arme Frau zur letzten Ruhe geleitet worden war, daß ich ihrem Gatten bei der Ordnung ihrer Papiere. Wir fanden glücklicherweise eine Aufzeichnung, die von ihren Seelenqualen sprach. Das Geheimnis blieb also zwischen ihr und mir. Wir haben gerührt, daß sie pietätvoll alle Kleinigkeiten aufbewahrt

hatte, die von ihrem Vater kammen, nebst seinen Schulden von St. Cyr, die Herr de Billiere gern in den letzten Wöchen seiner Krankheit durchschauen wollte, als ich gewohnheitsmäßig ein Heft öffnete, ein altes Geometrieheft aus den Jugendjahren des Offiziers, fand ich darin ein ganz vergrülltes Blatt Papier, auf dem mit zitteriger Schrift folgende Worte standen: „Im Angesicht des Todes, der mich schon fast befallen hat, halte ich mich nicht für berechtigt, über das Herz meines Kindes zu verfügen. Ich erkläre also die letzte Bestimmung meines Testaments vom 18. Januar für ungültig. Regina soll sich nach ihrem Willen vermählen!“

Die Handschrift, versichere ich Ihnen, war die eines Kindes, wahrscheinlich war sie aus der Zeit, als der Capitän nach seinem ersten Schlaganfall mit der Finken zu schreiben versuchte. Hatte Regina diesen Widerruf ihres Vaters zu spät gelesen? Dachte sie ihn nie gefunden? — Sie hat mir niemals davon gesprochen, und ich glaube fast, daß sie ihn nicht fand. Wahrscheinlich blieb das Blatt, als welches es geschrieben war, unbeachtet in dem Heft. Regina bewahrte die väterlichen Andenken, aber es ist unwahrscheinlich, daß sie jemals eines seiner alten Geometriehefte durchgesehen hätte. Also das Leben dieser wundervollen Frau war vernichtet worden durch die gewissenlose Besorgung eines letzten Willens, nein — eines vermittellichen „leihen Willens!“ Regina hatte ihre Erbschaft einem — Jrrthum geopfert! Ich gestehe ein, daß mich meine Entdeckung niederschmetterte. Herr Coubert bemerkte meine Unruhe, und so war es unmöglich, ihm das Blatt zu verbergen.

Es dauerte ein ganze Weile, ehe er begriff. Aber, als er begriff, was ich meinte, war mir der Gatte sagte? Er sagte mir weinend: „Wie gut ist es doch, daß Regina dies Blatt nicht vor unserem Hochzeitstage fand!“ ...

Ein Bescheidener.



„Jetzt feier' i heut atkat mei fünf- undzwanzigjähriges Gemeinde-Unterstützungsbüßium und net amal aufbesser ham's mit!“

Im Examen.



Professor: „Herr Candidat! Wie Sie ja wissen, beschäftigt sich die Medizin mit der Krankheit des Organismus. Was muß also der Organist vor allem zu erlernen suchen?“
Candidat (hinterfragend): „Nun, natürlich, ob der Mensch krank oder gesund ist!“

Zu viel verlangt.



Bummel (zu einer Gesunbeterin): „Sie, mein Portemonnaie leidet an Schwindel — können Sie bei Uebel nicht gesund beten?“

Mißverständniß.



Walter: „... Oh, ob Ihre mei' Tochter auch so ist?“
Freier: „Aber Herr Commerzienrath, werd mir Ihre Tochter doch gut genug sein!“

Liebesleid.



Da schlag' das Donnerwetter d'rein: Jetzt hat sie's mit dem Andern! Und jüngst im blauen Mondenschein War noch die blonde Heye mein, Nun muß ich einlam wandern!



O himmelsgefladerlot! Nun lauf' ich zwei Piffohlen Und schiebe mich vor Liebesnoth. Noch heute miel' mausloht — Der Rudud soll euch holen!



„Ja bla' mein Webe in den Wind, Bin wieder-guter Laune; Es blüht noch manches hübsche Kind, Geb's Gott, daß ich recht bald ein's find' — Und diesmal eine Braune!“

Gipfel der Zerkrentheit.



Professor (der von der Verlaganstalt den Probeband eines von ihm verfassten Wertes erhalten hat, fennend): „Diesen Quackfuss muß ich doch schon einmal gelesen haben!“

Gemüthlich.



Fremder (nachdem er in einem Dorf gasthaft die hohe Rechnung bezahlt hat): „Na, Ihr Hotel werde ich empfehlen; das ist ja die reine Bauernfängerei!“
Wirth: „Ich rathe Ihnen, reden Sie nicht so lange, sonst veräumen Sie noch den letzten Funz — und dann müßten Sie noch einmal bei mir einkehren!“

Das Pumpgenie.



Heirathsbemittler: „Ich habe wohl bemerkt, wie das reiche Fräulein Muzi Sie auf dem Ball mit Wohlgefallen angeblickt hat!“
Herr: „Rühnten Sie mir nicht darauf \$100 Vorfuß geben?“